

■ Drucksachen

Friedrich Engels 1886: Selbst Veränderungen in der Religion entspringen aus den ökonomischen Verhältnissen der Menschen

■ Schwarzer Kanal

Was Kanzler Scholz nicht abhielt, »mit erkennbarem Vergnügen« Putin Sachen anzuhängen, die er so nicht gesagt hat

■ Reportage

Freundeskreis Willy-Brandt-Haus: Ausstellung der Michael-Horbach-Stiftung »Die neue Generation kubanischer Fotografen«

■ ABC-Waffen

Jeden Abend saßen acht Breslauer Rüstingenieure still horchend vor dem Radiogerät in Hans Grambowskis Fachwerkhaus

»Für manche ist auch der Kommandant von Fort Zinna ein Opfer des Stalinismus«

Über sächsische Gedenkstättenpolitik, eine skandalöse Ausstellung in Torgau und die geschichtspolitische Gleichsetzung von Naziregime und Sowjetunion.

Ein Gespräch mit Rolf Surmann



ARCHIV STIFTUNG SÄCHSISCHE GEDENKSTÄTTEN

Interview: Nico Popp

Im März hat die Bundesvereinigung Opfer der NS-Militärjustiz die Zusammenarbeit mit der Stiftung Sächsische Gedenkstätten beendet. Der Geschäftsführer der Stiftung, Markus Pieper, ließ sich, nachdem das Anfang April bekanntgeworden war, mit dem Angebot zitieren, man nehme den »Gesprächsfaden« jederzeit gerne wieder auf. Zumal zuletzt ein »von uns sehr begrüßter konstruktiver Dialog zwischen unserer Stiftung und der Bundesvereinigung stattgefunden« habe. Was halten Sie davon?

Die Stellungnahme von Herrn Pieper mit dieser herausgestellten Gesprächsbereitschaft hat uns schon überrascht. Wir haben das in den vergangenen Jahren ganz anders wahrgenommen, ja im Grunde genommen

Rolf Surmann

ist Historiker und Publizist. Als Mitglied ihres wissenschaftlichen Beirats vertrat er von 2007 bis zu seinem Austritt im März 2024 die 1990 von dem ehemaligen Wehrmachtdeserteur Ludwig Baumann und einigen Mitstreitern gegründete Bundesvereinigung Opfer der NS-Militärjustiz e. V. im Beirat der Stiftung Sächsische Gedenkstätten

genau die gegenteilige Erfahrung gemacht. Wir haben verschiedentlich Gespräche angeboten und auch mit Nachdruck darauf hingewiesen, dass sie wirklich notwendig sind, um die vorhandenen Konflikte aus der Welt zu schaffen. Es gab ein Gespräch zum Thema Torgau, nach dem wir festgestellt haben, dass wir die Bereitschaft begrüßen, mit uns zu sprechen und Änderungsvorschläge zu berücksichtigen. Wir haben aber klar gesagt, dass wir weitere

Gespräche für notwendig halten. Das wurde auch schriftlich festgehalten. Ich habe das in einer Beiratssitzung im vergangenen Herbst nochmals angesprochen. Und da gab es letztlich überhaupt keine Resonanz. Weder bei der Leitung in Torgau noch beim Geschäftsführer Pieper.

Hat man auf der Seite der Stiftung nicht damit gerechnet, dass die Bundesvereinigung tatsächlich von sich aus die Zusammenarbeit beendet?

Davon gehe ich aus. Nach dem unfreiwilligen Abgang des vorherigen Geschäftsführers ist Herr Pieper eingestellt worden, um diese Stiftung aus den ganzen Schwierigkeiten, Problemen und Skandalen, in denen sie über viele Jahre gesteckt hat, herauszuführen. Das war verbunden mit Signalen, dass sich etwas ändern würde. Und vielleicht hat man unterstellt, dass wir uns trotz der intern geäußerten Kritik mit diesem Stand vorläufig arrangieren. In gewissem Sinne hat die Stiftung ja ein grundsätzliches Interesse daran, die

Bundesvereinigung einzubinden. Es ist für sie keineswegs angenehm, wenn etwa in Torgau bei Veranstaltungen die Verfolgungsorganisation nicht vertreten ist.

In der Erklärung der Bundesvereinigung zur Beendigung der Zusammenarbeit wird auf eine Neuerung in der Arbeit des Beirats hingewiesen. Geplant ist demnach, die Mitgliedschaft einer Rotation zu unterwerfen. Was hat es damit auf sich?

Ganz unabhängig von einem Zusammenhang mit den Auseinandersetzungen mit unserer Bundesvereinigung, über den ich nicht spekulieren möchte, ist es ganz objektiv so, dass dieses Rotationsverfahren der Stiftung die Möglichkeit bietet, Mitglieder des Beirats, die ihr nicht genehm sind, wieder loszuwerden. Grundsätzlich zeigt sich in diesem Vorhaben aber eine strukturelle Geringschätzung der Bedeutung der Verfolgtenvertreter für die

Verbrecherische Militärjustiz: Einer der Zellenblöcke des Wehrmachtfestes Fort Zinna, aufgenommen unmittelbar nach der Befreiung im April 1945

■ Fortsetzung auf Seite zwei

■ Fortsetzung von Seite eins

Gestaltung des Erinnerns. Der Vorschlag, wenigstens jenen Verfolgtenvertretungen eine Dauermitgliedschaft einzuräumen, deren zentrale Erinnerungsorte in Sachsen liegen, wurde abgelehnt. Unser Eindruck ist, dass diese strukturelle Schwächung der Erinnerungspolitik ihrer eventuellen Neuausrichtung unter veränderten politischen Rahmenbedingungen in die Hände spielt.

Bemerkenswert finde ich die Feststellung in der genannten Erklärung, dass es zwischen der Stiftung und der Bundesvereinigung keine Einigkeit in der grundsätzlichen Bewertung der faschistischen Militärjustiz gibt. Wie ist das zu verstehen?

„Das war also nicht einmal mehr eine Gleichsetzung, sondern eine regelrechte Zurücksetzung.“

Das ist etwas kompliziert. Seitens der Stiftung oder der Leitung in Torgau gibt es dazu keine expliziten Positionnahmen. Man kann deren Positionierung aber aus anderweitigen Positionnahmen ableiten. Das Hauptproblem ist unserer Ansicht nach, dass das Thema der NS-Militärjustiz und ihrer verbrecherischen Konsequenzen nicht bis zu dem Punkt einer grundsätzlichen Auseinandersetzung mit der Militärjustiz entwickelt wird. Die Leiterin in Torgau hat laut einem Zeitungsbeitrag zum Beispiel sinngemäß geäußert, eine Militärjustiz müsse anders als in der Nazizeit heute rechtsstaatlich organisiert sein. Das sei in vielen Ländern nicht der Fall. Die Bundesvereinigung ist anderer Ansicht. Sie lehnt eine Militärjustiz als Sonderjustiz grundsätzlich ab. Eine Militärjustiz schränkt die Rechte von Soldaten grundsätzlich ein, weil sie alle Fälle unter dem Gesichtspunkt militärischer Interessen verhandelt. Eine Militärjustiz entscheidet immer zugunsten des Militärs und der in dem jeweiligen Krieg vertretenen Interessen.

Die Stiftung Sächsische Gedenkstätten existiert seit 1994. Seit wann hat die Vereinigung der Opfer der NS-Militärjustiz dort mitgearbeitet?

Wir haben von Anfang an mit der Stiftung zusammenarbeitet. Und diese Zusammenarbeit war von Anfang an von Konflikten geprägt.

Die Konflikte ergaben sich in erster Linie aus unterschiedlichen Vorstellungen von der Konzeption der Dauerausstellung »Spuren des Unrechts« in Torgau?

Ja. Torgau war während des Zweiten Weltkrieges so etwas wie die Zentrale der NS-Militärjustiz, die an die 30.000 Todesurteile gefällt hat, von denen über 20.000 vollstreckt wurden. Wenn Sie durch Torgau gehen, dann stoßen Sie noch heute auf Schritt und Tritt auf Gebäude, die einen Bezug dazu haben. In Torgau befanden sich das 1943 aus Berlin dorthin verlagerte Reichskriegsgericht, zwei große Militärgefängnisse – Fort Zinna und Brückenkopf –, zwei Feldstraflager und zwei Hinrichtungsstätten. Für die Bundesvereinigung stand und steht unverrückbar fest, dass eine historische Ausstellung in Torgau den Schwerpunkt auf diesen Komplex zu legen hat. Die Stiftung aber macht geltend, dass Fort Zinna, das heute eine Justizvollzugsanstalt beherbergt, von 1945 bis 1949 als Internierungslager der sowjetischen Militärverwaltung und danach als Strafgefängnis in der DDR genutzt wurde. Die Stiftung führt diese Geschichte in »drei Verfolgungsperioden« zusammen – die Nazizeit, die Zeit der sowjetischen Besatzung, die DDR –, die sie als prinzipiell gleichwertig oder gleichgewichtig ansieht.

Und das hat die Bundesvereinigung immer grundsätzlich abgelehnt. Entscheidend für unseren Standpunkt ist die Ablehnung dieser Gleichsetzung und der damit stillschweigend vorgenommenen Relativierung der Verbrechen der Nazizeit.

Woher kommt diese auf Gleichsetzung »der Diktaturen« bedachte Linie der sächsischen Gedenkstättenpolitik?

Da muss man sich die Debatten in den Jahren nach 1990 in Erinnerung rufen. Dem 1999 beschlossenen Konzept zur Gedenkstättenförderung gingen Auseinandersetzungen über den Umgang mit unterschiedlichen Formen der Verfolgung vor und nach 1945 voraus. Hauptschauplatz dieser Auseinandersetzungen war die Ge-

Organisationen, darunter die Bundesvereinigung, setzten die Zusammenarbeit mit der Stiftung für mehrere Jahre aus. 2004 war mit dem Scheitern der Nocke-Initiative und der Zuspitzung des Konflikts in Sachsen also ein wichtiges Jahr für die weitere Entwicklung der Erinnerungspolitik in der Bundesrepublik.

Wie wurde dieser Konflikt reguliert?

Durch das offene Eingreifen der sächsischen Landesregierung, die eine Überarbeitung des sächsischen Gedenkstätten gesetzes mit dem Ziel der Einebnung der aufgetretenen Widersprüche in Angriff nahm. Politisch musste reagiert werden, weil der Druck zu groß geworden war. Es hatte ja nicht nur die Diskussion um die Stiftung gegeben, sondern etwa auch die Skandale um das – übrigens auch im Stiftungsrat vertretene – Dresdner Hannah-Arendt-Institut, wo man sich zum Beispiel mit der Frage beschäftigt hatte, inwieweit Widerstand gegen Hitler legitim gewesen ist.

Die Überarbeitung des Gesetzes war ein taktischer Rückzug, um ohne Preisgabe der Grundpositionen die Wogen zu glätten?

So würde ich das auch sehen. In dem überarbeiteten Gesetz wurde nunmehr die besondere Bedeutung der Verbrechen an den Juden hervorgehoben. Diese besondere Dimension war in dem alten Gesetz nicht benannt worden. Andere sächsische Spezifika blieben aber unverändert erhalten. Zum Beispiel der Umstand, dass in den Gremien der Stiftung Vertreter der vor 1945 Verfolgten und nach 1945 Verfolgten zur Zusammenarbeit gezwungen waren. Mit der zusätzlichen Merkwürdigkeit, dass diejenigen, die sich für die Zeit nach 1945 »zuständig« fühlten, stets ein zahlenmäßig großes Übergewicht hatten. Der Vorsitzende des Beirats kam immer aus diesem Spektrum. Dieser Vorsitzende hat den Beirat dann auch im Stiftungsrat vertreten. Das wurde später ein wenig abgemildert, indem man zum Beispiel einen stellvertretenden Vorsitzenden bestimmte.

Die partielle Überarbeitung des Stiftungsgesetzes wurde dann durch eine interessante internationale Vernetzung aufgefangen.

Genau. Durch den gleichsam parallel vollzogenen Beitritt der Stiftung zur sogenannten Platform of European Memory and Conscience. Das ist die auf EU-Ebene agierende erinnerungspolitische Pressure Group der Visegrád-Staaten und der drei baltischen Länder, der sich aus Deutschland neben der sächsischen Gedenkstättenstiftung auch die Gedenkstätte Hohenlohehausen und die Union der Opferverbände Kommunistischer Gewaltherrschaft angeschlossen haben. In der programmativen Deklaration der Platform ist so deutlich wie kaum irgendwo sonst die Gleichsetzung von Naziregime und Sowjetunion postuliert worden. Der um das Jahr 2010 bekundete Reformwillen der Stiftung erwies sich also als ausgesprochen doppelseitig: Manches wurde entschärft, es wurde auch beschlossen, die Ausstellung in Torgau zu überarbeiten, und gleichzeitig wurde durch den Beitritt zur Platform die alte erinnerungspolitische Linie erneut bekräftigt. In der Kommission, die das Gedenkstättenstiftungsgesetz überarbeiten sollte, habe ich auch deshalb gegen den Entwurf gestimmt.

Wie kann man diese strukturelle Dominanz der Gleichsetzungsfraktion in Sachsen erklären?

Das liegt daran, dass politische Vertreter dieser Richtung in Sachsen direkt nach 1990, als Posten und Einfluss in Institutionen verteilt, Institute gegründet und Lehrstühle vergeben wurden, den entscheidenden Einfluss ausübten. Es hat da nie einen intellektuellen Wettstreit gegeben. Mir ist keine einzige Programmschrift bekannt, wo das, was in Sachsen über 30 Jahre erinnerungspolitisch vertreten wurde, argumentativ begründet und gerechtfertigt worden wäre. Es wurde einfach gemacht,

weil das entsprechende Personal den nötigen institutionellen Einfluss besaß. Das war eine allgemeine Tendenz in der sächsischen Politik, ohne dass mal irgendwer gesagt hätte, so, wir beschließen das jetzt. Die einzige Festlegung war im Grunde die allgemeine Verbindlichkeit der Totalitarismusdoktrin. Verkörpert hat diese Orientierung der 2020 abgelöste Geschäftsführer Siegfried Reiprich, der ja auch den Beitritt zur Platform zu verantworten hatte.

Wie hat sich diese so beharrlich vereidigte Linie auf Torgau ausgewirkt?

Die Gleichsetzung der drei genannten Perioden hat de facto dazu geführt, dass die Verfolgungsgeschichte der Opfer der NS-Militärjustiz, auf der laut der anfänglichen Vereinbarungen eigentlich der Schwerpunkt hätte liegen sollen, abgehängt worden ist auf einem Drittel der Ausstellungsfläche. Das war also nicht einmal mehr eine Gleichsetzung, sondern eine regelrechte Zurücksetzung. Und vor Fort Zinna soll gemeinsam an die Verfolgten von vor und nach 1945 erinnert werden. Die Bundesvereinigung ist der Ansicht, dass man dieses Gedanken nicht ineinander übergehen lassen kann. Nach 1945 saßen dort auch sehr viele Nazitäter ein. Darunter Täter, die im Rahmen der Militärjustiz Menschen malträtiert und getötet haben. Das war für die Bundesvereinigung eine Zumutung. Die Stiftung hat den von uns verlangten expliziten Hinweis auf diese Täter in der Gedenkanlage vor Fort Zinna abgelehnt. Wir wollten dann, dass diese Täter vom Gedenken ausgeschlossen werden. Die Stiftung hat daraufhin für die entsprechende Tafel die Formulierung verwendet, dass hier an unschuldige Opfer aus der Zeit nach 1945 erinnert wird. Das Problem dabei ist, dass viele Täter in der Bundesrepublik im juristischen Sinne bis heute als unschuldig gelten. Die Militärrichter wurden nie bestraft, galten sogar als ehrenwert und haben große Nachkriegskarrieren gemacht – siehe Hans Filbinger. Und viele Urteile der DDR-Justiz gegen Nazitäter – Stichwort Waldheimer Prozesse – wurden pauschal als Unrecht aufgehoben. Da sind explizit Nazitäter formal für unschuldig erklärt worden. Es gibt Leute, für die ist auch der hingerichtete Kommandant des Wehrmachtfestungsschlusses Fort Zinna ein Opfer des Stalinismus.

Und die vor fast 15 Jahren beschlossene Überarbeitung der Ausstellung wurde bis heute nicht fertiggestellt?

So ist es. Das ist ein Skandal für sich. Jetzt soll sie im August fertig werden. Unter dem Strich ist festzuhalten: Vernünftig beteiligt waren wir nie. Ich habe mehrmals gefordert, dass die Bundesvereinigung einbezogen wird in die Überarbeitung. Unser wissenschaftlicher Beirat, dessen langjähriger Vorsitzender Manfred Messerschmidt war, verfügt in diesen Fragen über eine besondere Kompetenz. Und das ist immer abgelehnt worden. Dann wurde nach fast 15 Jahren des Werkelns an dieser Ausstellung vom Geschäftsführer im vergangenen Herbst in einer Sitzung mündlich eine vollständige Veränderung der Konzeption angekündigt, worüber wir vorher in keiner Weise informiert wurden. Wir sehen spätestens nach dieser jüngsten Erfahrung keine Chance, dass wir da in einer sachgerechten Form an den Entscheidungen beteiligt werden.

Wie geht es für die Bundesvereinigung Opfer der NS-Militärjustiz jetzt weiter? Torgau bleibt ja der zentrale Erinnerungsort.

Wir werden die Auseinandersetzung um eine angemessene Erinnerungskultur weiterführen, nur eben nicht mehr innerhalb der Stiftung. Wir wollen insbesondere auch die Frage beantworten, wie es möglich war, dass sich die beschriebene Politik in Sachsen durchsetzen konnte. Erst wenn solche und andere, damit zusammenhängende Fragen geklärt sind, gibt es wieder eine Grundlage für die Mitarbeit in den sächsischen Institutionen.

Klassiker ■ Friedrich Engels

Zusammenhänge in den Tatsachen

Friedrich Engels 1886: Selbst Veränderungen in der Religion entspringen aus den ökonomischen Verhältnissen der Menschen, die diese Veränderungen vornehmen

Gehn wir indes nur noch kurz auf die Religion ein, weil diese dem materiellen Leben am fernsten steht und am fremdesten zu sein scheint. Die Religion ist entstanden zu einer sehr waldursprünglichen Zeit aus missverständlichen, waldursprünglichen Vorstellungen der Menschen über ihre eigne und die sie umgebende äußere Natur. Jede Ideologie entwickelt sich aber, sobald sie einmal vorhanden, im Anschluss an den gegebenen Vorstellungstoff, bildet ihn weiter aus; sie wäre sonst keine Ideologie, d. h. Beschäftigung mit Gedanken als mit selbständigen, sich unabhängig entwickelnden, nur ihren eigenen Gesetzen unterworfen Wesenheiten. Dass die materiellen Lebensbedingungen der Menschen, in deren Köpfen dieser Gedankenprozess vor sich geht, den Verlauf dieses Prozesses schließlich bestimmen, bleibt diesen Menschen notwendig unbewusst, denn sonst wäre es mit der ganzen Ideologie am Ende. (...)

Die so bei jedem Volk herausgearbeiteten Götter waren Nationalgötter, deren Reich nicht weiter ging als das von ihnen zu schützende nationale Gebiet, jenseits dessen Grenzen andre Götter unbestritten das große Wort führten. Sie konnten nur in der Vorstellung fortleben, solange die Nation bestand; sie fielen mit deren Untergang. Diesen Untergang der alten Nationalitäten brachte das römische Weltreich, dessen ökonomische Entstehungsbedingungen wir hier nicht zu untersuchen haben. Die alten Nationalgötter kamen in Verfall, selbst die römischen, die eben auch nur auf den engen Kreis der Stadt Rom zugeschnitten waren; das Bedürfnis, das Weltreich zu ergänzen durch eine Weltreligion, tritt klar hervor in den Versuchen, allen irgendwie respektablen fremden Göttern neben den einheimischen in Rom Anerkennung und Altäre zu schaffen. Aber eine neue Weltreligion macht sich nicht in dieser Art durch kaiserliche Dekrete. Die neue Weltreligion, das Christentum, war im stillen bereits entstanden aus einer Mischung verallgemeinerter orientalischer, namentlich



Luther predigt in einer hölzernen Kirche in Wittenberg (Holzschnitt aus dem 19. Jahrhundert)

jüdischer Theologie und vulgarisierter griechischer, namentlich stoischer Philosophie. Wie es ursprünglich aussah, müssen wir erst wieder mühsam erforschen, da seine uns überlieferte offizielle Gestalt nur diejenige ist, in der es Staatsreligion und diesem Zweck durch das Nicäniische Konzil angepasst wurde. Genug, die Tatsache, dass es schon nach 250 Jahren Staatsreligion wurde, beweist, dass es die den Zeitumständen entsprechende Religion war. Im Mittelalter bildete es sich genau im Maß, wie der Feudalismus sich entwickelte, zu der diesem entsprechenden Religion aus, mit entsprechender feudaler Hierarchie. Und als das Bürgertum aufkam, entwickelte sich im Gegensatz zum feudalen Katholizismus die protestantische Ketzerei, zuerst in Südfrankreich bei den Albigensern, zur Zeit der höchsten Blüte der dortigen Städte. (...)

Die Unvertilgbarkeit der protestantischen Ketzerei entsprach der Unbesiegbarkeit des aufkommenden Bürgertums;

als dies Bürgertum hinreichend erstaunt war, begann sein bisher vorwiegend lokaler Kampf mit dem Feudaladel nationale Dimensionen anzunehmen. Die erste große Aktion fand in Deutschland statt – die sogenannte Reformation. Das Bürgertum war weder stark noch entwickelt genug, um die übrigen rebellischen Stände – die Plebejer der Städte, den niederen Adel und die Bauern auf dem Lande – unter seiner Fahne vereinigen zu können. Der Adel wurde zuerst geschlagen; die Bauern erhoben sich zu einem Aufstand, der den Gipelpunkt dieser ganzen revolutionären Bewegung bildet; die Städte ließen sie im Stich, und so erlag die Revolution den Heeren der Landesfürsten, die den ganzen Gewinn einstrichen. Von da an verschwindet Deutschland auf drei Jahrhunderte aus der Reihe der selbständig in die Geschichte eingreifenden Länder.

Aber neben dem Deutschen Luther hatte der Franzose Calvin gestanden; mit echt französischer Schärfe stellte er den

bürgerlichen Charakter der Reformation in den Vordergrund, republikanierte und demokratisierte die Kirche. Während die lutherische Reformation in Deutschland versumpfte und Deutschland zugrunde richtete, diente die calvinische den Republikanern in Genf, in Holland, in Schottland als Fahne, machte Holland von Spanien und vom Deutschen Reiche frei und lieferte das ideologische Kostüm zum zweiten Akt der bürgerlichen Revolution, der in England vor sich ging. (...)

Es kann sich im Vorstehenden nur um einen allgemeinen Umriss der Marxschen Geschichtsauffassung handeln, höchstens noch um einige Illustrationen. (...) Diese Auffassung macht aber der Philosophie auf dem Gebiet der Geschichte ebenso ein Ende, wie die dialektische Auffassung der Natur alle Naturphilosophie ebenso unnötig wie unmöglich macht. Es kommt überall nicht mehr darauf an, Zusammenhänge im Kopf auszudenken, sondern sie in den Tatsachen zu entdecken.

Friedrich Engels: Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen deutschen Philosophie.
In: *Die Neue Zeit*, vierter Jahrgang Nr. 4 und 5, 1886. Hier zitiert nach: Karl Marx/Friedrich Engels: *Werke (MEW)*, Band 21. Dietz-Verlag, Berlin 1969, Seiten 303–306

Der Schwarze Kanal ■ Von Reinhard Lauterbach

Unter Instrumentalisierern

Man weiß ja nicht viel über das Inneneben von Wladimir Putin, dem alten Geheimnistuer aus dem KGB. Etwas Licht in dieser Frage verdanken wir dem Bundeskanzler, der sich am Montag verlasst sah, bei einem Festakt den vor 300 Jahren geborenen Philosophen Immanuel Kant vor dessen »Ver einnahmung« durch Russland in Schutz zu nehmen. Putin, so Scholz, betrachtet Kant als einen seiner »Lieblingsphilosophen«, obwohl seine Lehren überhaupt nicht zur gegenwärtigen russischen Politik passten. »Was Kant Putin zu sagen hätte«, warf am Dienstag die *Süddeutsche Zeitung* die Zeitmaschine an.

Nun ja. So wie bei den Juristen bekanntlich »ein Blick ins Gesetz die Rechtsfindung erleichtert«, so hätte auch hier ein Blick in das mit zwei Klicks zugängliche Originalzitat gereicht. Es stammt aus einer Begegnung Putins mit Angehörigen von in der Ukraine kämpfenden Soldaten von Anfang Januar dieses Jahres. Dort antwortete

Putin auf die Frage eines jungen Mannes nach seinen »Lieblingsphilosophen«, da gebe es mehrere, darunter Kant, den »es zu lesen lohnt, um zu verstehen, was und wie er gedacht hat«. Dazu lächelte Putin herablassend, vermutlich über die Naivität der Frage. Denn in der Tat zeugt es eher vom Verfall der geistigen Sitten, eine Philosophie in dieselbe Kategorie subjektiver Vorlieben zu fassen wie einen Wodka oder ein Rasierwasser. Zu schweigen von der Knechtsseligkeit des offenbar in Moskau Philosophie studierenden Fragestellers, aus der »Lieblingsphilosophie« des Staatschefs irgendein Argument machen zu wollen. Aber Putin macht sich diesen Ansatz in dem Zitat ausdrücklich nicht zu eigen.

Was aber Scholz nicht abhielt, »mit erkennbarem Vergnügen« (*Zeit online*) Putin Sachen anzuhängen, die er so nicht gesagt hat. Und seinerseits den alten Königsberger für seine eigene Politik zu vereinnahmen: »Für Kant ist es klar: Wer angegriffen wird, der darf sich verteidigen, und

er soll auch nicht gezwungen sein, sich auf einen Friedensvertrag einzulassen, den der Aggressor in dem ›bösen Willen‹ abschließt, den Krieg bei erster günstiger Gelegenheit wieder aufzunehmen. Ein solcher Friedensschluss, schreibt Kant, wäre ja ein bloßer Waffenstillstand, Aufschub der Feindseligkeiten, nicht Friede, der das Ende aller Hostilitäten bedeutet.«

Das ist die zentrale Crux an Kants Friedensschrift: Ob sich ein angegriffener Staat verteidigen »darf«, fragt sich keiner aus dieser illustren Runde politischer Gewalthaber. Staaten sind nicht dafür Staaten, dass sie sich fragen, was sie dürfen; das wäre ja genau das Gegenteil ihres Wesens, Unterwerfung. Sie sind es ja, die beanspruchen, die Regeln zu setzen. Nochmals Scholz: »Unabhängig davon ist die Ukraine ein souveräner Staat, also – um es mit Kant zu sagen – eine Gesellschaft von Menschen, über die niemand anders als (dieser Staat) selbst zu gebieten und zu disponieren hat.« Man merkt also: gegen

Herrschaft – das »Gebieten und Disponieren« – hat Kant nicht das Geringste.

Mit den Folgen dieses Disponierens für die Disponierten in Deutschland hat sich am Donnerstag der Bundestag befasst. Eine »Ampel plus«-Koalition führt einen »Veteranentag« ein, um »daran zu erinnern, wie viele Deutsche in der Nachkriegszeit gedient« hätten, wie die FAZ vom Montag zustimmend feststellt: »Millionen junger Männer bereicherten die Streitkräfte (unabhängig davon, wie sinnvoll sie persönlich ihren Dienst empfunden haben).« Wenn das mal nicht die von Scholz mit Kant beklagte »Verzweckung und Instrumentalisierung« war, einschließlich der Einsatztraumata, die jetzt laut dem Antrag »der Fürsorge bedürfen«.

Ein Trost bleibt: Kein Ostdeutscher muss sich bei dieser Veranstaltung beschweren, mit seinem Dienst in der NVA wieder einmal nicht berücksichtigt und gewürdigt worden zu sein. Daran war die NVA tatsächlich nicht beteiligt.

Das ist die zentrale Crux an Kants Friedensschrift: ob sich ein angegriffener Staat verteidigen »darf«, fragt sich keiner aus dieser illustren Runde politischer Gewalthaber



LEYYSIS QUESADA VERA

Im Hier und Jetzt

Der Freundeskreis Willy-Brandt-Haus zeigt die Ausstellung der Michael-Horbach-Stiftung »Die neue Generation kubanischer Fotografen/innen«. **Von Matthias Reichelt**

■ »Die neue Generation kubanischer Fotografen/innen«, Willy-Brandt-Haus, Berlin-Kreuzberg, bis 2. Juni 2024

Zeilgenössische Fotografie aus Kuba, übernommen von der Michael-Horbach-Stiftung, präsentiert das Willy-Brandt-Haus der SPD in seinem großen Saal und zeigt diverse Serien von fünf Fotografinnen und Fotografen, die mit einer Ausnahme der »Jíbaro Photos«, einer selbstorganisierten Vereinigung von Fotografen in Kuba, angehören. »Jíbaro Photos« hat sich dem Ziel verschrieben, »mit Leidenschaft, Engagement und der Neugierde auf die menschliche Existenz der die Landschaft, Umwelt und Kultur Kubas« fotografisch nachzuspüren. Gleich mehrere Werkreihen sind von der 1978 geborenen Daylene Rodríguez Moreno zu sehen. Zum einen behandelt sie die bäuerliche Mühsal angesichts der sich häufenden Unwetter und Überschwemmungen und zum anderen das beengte Leben zu Hause während des Coronatlockdowns. Außerdem ist ihre Serie über Mutterschaft in Kuba zu sehen, zu der Moreno erzählt, »mit dem Gefühl zu leben, keine gute Ernährung garantieren zu können, in Ungewissheit zu leben, mit leiser Stimme eine einfache Frage zu stellen, ohne dass jemand zuhört: Was verteidigen wir?«

Es scheint, dass die lange nach der Revolution geborenen Generationen angesichts von Engpässen und leeren Regalen die revolutionären Erfolge nicht mehr zu schätzen wissen. Die kapitalistische Illusion absoluter Freiheit im Konsumismus und dem imaginierten Reichtum scheint manchen den Blick für die Realität globaler Verhältnisse zu verstellen. Nichtsdestoweniger zeugen die brillanten Fotografien von einem respektvollen Umgang mit der Geschichte Kubas und den Schwierigkeiten der Menschen im Alltag der Entbehrungen. Die 1973 geborene Leysis Quesada Vera ist mit einer sehr poetischen Serie über Havanna als »Stadt der Träume« in Farbe vertreten. Daraus stammt das zentrale Motiv der Einladung, auf dem eine Balletttänzerin inmitten einer von Männern bevölkerten Bar eine graziöse Pose einnimmt. Unweigerlich transportieren ihre Straßenszenen aus Havanna einen vermeintlichen Romantizismus durch das Aufeinandertreffen von alter Kolonialarchitektur mit bröckelndem Putz und abblätternder Farbe sowie der Präsenz alter Limousinen aus den 1950er und 1960er Jahren, wiederum ein Effekt der US-Blockadepolitik.



ALFREDO SARABIA JUNIOR



links:

»La Musa«, Leysis Quesada Vera, Havanna 2019

rechts oben:

Aus der Serie »La casa redonda«, Alfredo Sarabia Junior, Havanna 2020

rechts Mitte:

Aus der Serie »Maternidad«, Daylene Rodriguez Moreno, Havanna 2022

unten v. l. n. r.:

»La Habana 1989«, Alfredo Sarabia Senior, Havanna 1989

»De camino al Monte«, Manuel Almenares, Havanna 2022

Aus der Serie »La fiesta«, Alfredo Sarabia Junior, Sierra Maestra 2016



ALFREDO SARABIA JUNIOR



ALFREDO SARABIA JUNIOR

Der zentrale Text der Ausstellung behauptet, dass es in den Bildern der neuen Generation »um das konkrete Leben im ›Hier und Jetzt‹ und weniger vordergründig als in der Vergangenheit um das große nationale Kollektiv« ginge. Selbstverständlich hat die erste Generation der meist männlichen Fotografen, wie Raúl Corrales, Alberto Korda, Liborio Noval, Osvaldo und Roberto Salas, nach der Revolution im sozialistischen Kuba nicht nur Massendemonstrationen festgehalten, »um das große nationale Kollektiv« zu bebildern, sondern auch die Mühen der Ebenen in der täglichen Anforderungen zwischen Arbeit und Wachsamkeit vor der Gefahr einer erneuten Invasion behandelte, was damals den Alltag bestimmte.

Die Ausstellung umfasst neben den zwei genannten Fotografinnen noch andere Serien von Manuel Almenares, Alfredo Sarabia Junior sowie Alfredo Sarabia Senior.



MANUEL ALMENARES



DAYLENE RODRIGUEZ MORENO



MAGOSVA

Jeden Abend saßen acht Rüstungsingenieure still horchend vor dem Radiogerät in Hans Grambowskis Fachwerkhaus. Es lag abgelegen an einem dichten Wald im Breslauer Westen. Ihre Frauen konnten am Tag des Einmarschs dorthin fliehen.

Die Rote Armee rückte unermüdlich näher. Seit Tagen ahnten sie es, doch niemals sprachen sie in der Munitionsfabrik darüber. Ihr Direktor Speckhof war ein strammes Parteimitglied. Er hatte seine Lauscher überall postiert. Auf das Hören der feindlichen Radiosender stand die Todesstrafe. Deshalb erzählten die Rüstungsingenieure ihren Frauen, sie würden sich nach Feierabend in einer Kneipe amüsieren.

Jeder kam allein, nie zur gleichen Zeit. Einer stellte sein Fahrrad an die Oderbrücke und ging die restlichen Kilometer zu Fuß. Ein anderer stellte sein Auto am nahen Flugplatz ab, ging in die Schalterhalle und fragte nach Flügen. Dann schlenderte er unbekümmert pfeifend zu dem Fachwerkhaus.

Wenn ein Flugzeug landete, ging Hans Grambowskis Frau zum Fenster. Ihre Augen huschten über die Straße, die Gardine hatte sie ein Stück weggezogen.

»Es ist nicht gut, was ihr macht«, sagte sie. »Kopf und Kragen wird es uns kosten.«

Flucht aus Breslau

Von Jan Decker

»Ach, und wann wird das sein?« fragte Sebastian Ruttner.

»Eines Tages, wenn die Russen kommen!«

»Seid still«, zischte Hans Grambowski.

»Ich glaube, es passiert gerade etwas.«

An diesem Tag trat die Rote Armee über die Weichsel.

»Was sollen wir nur machen?« fragten die acht Rüstungsingenieure ihren Direktor Speckhof am nächsten Morgen.

Gerade hatten sie von ihm erfahren, dass Hans Grambowski an die Front gehen sollte. Er saß mit traurig gesenktem Kopf vor ihnen, die blaue Kappe lag reglos in seiner Hand.

»Aber meine Frau«, schluchzte Hans Grambowski. »Ich kann sie nicht in Breslau zurücklassen, wenn die Rote Armee kommt.«

Sebastian Ruttner legte ihm seinen kräftigen Arm um die Schulter.

»Keine Sorge«, sagte er. »Ich werde deine Frau beschützen. Nichts wird ihr zustoßen, da kannst du Gift nehmen.«

Gegen den Frontbefehl konnten sie nichts machen. Höchstens ihr Direktor Speckhof, der eine Stimme beim Gauleiter Hanke hatte.

»Mehr produzieren«, dröhnte Direktor Speckhofs Stimme.

Hinter ihnen lärmte die Munitionsfabrik.

Den acht Rüstungsingenieuren blieb die Antwort im Halse stecken. Man hatte sie von der Front zurückgestellt. Kriegswichtige Produktion, das war lange ihr Schutz und Segen gewesen. Etwa hatte sich geändert. Gleich nach der Tat des schrecklichen Führers, der Breslau zur Festung ernannt hatte. Ihre Stadt war vor der Roten Armee bis zum letzten Mann zu verteidigen.

Sie kamen nach Hans Grambowskis Einberufung an die

Front nicht mehr in seinem Fachwerkhaus zusammen. Die Gefahr war zu groß für sie, außerdem hatte Hans Grambowskis Frau eine heilige Wut auf sie alle. Wenige Tage später stand Sebastian Ruttner mit einem Blumenstrauß vor dem Fachwerkhaus. Als er ihren Namen rief, schüttete sie kurzerhand einen Eimer Wasser aus dem Fenster.

»Die kannst du wieder mitnehmen«, rief sie. »Auch dich erwischst es bald.«

Es kam der Tag.

Über Lautsprecher wurde der Evakuierungsbefehl von Gauleiter Hanke verkündet. Frauen und Kinder hatten Breslau zu verlassen. Die sieben Rüstungsingenieure packten hastig die Koffer für ihre Frauen. Einige drückten zum letzten Mal ihre Kinder. Die Frauen saßen laut weinend in der Küche und wollten es nicht glauben. Sie durften aber nicht zu lang zaudern, eine große Menschenmenge schob sich auf den Breslauer Hauptbahnhof zu.

Sebastian Ruttner arbeitete mit den Kollegen in der Munitionsfabrik, als die Lautsprecher den Evakuierungsbefehl durchgaben. Ihr Direktor Speckhof war nicht zu sehen. Also schnappten sie ihre Fahrräder und rasten so schnell wie der Wind zu ihren Häusern.

Die Menschenmenge vor dem Hauptbahnhof quoll immer weiter an. Tief bis in alle Straßen Breslaus hinein standen Frauen und Kinder gedrängt. Hans Grambowskis Frau kam nicht einmal in die Nähe des Bahnhofs.

Da erging der nächste Befehl von Gauleiter Hanke. Frauen und Kinder schickte er zu Fuß aus der Stadt. Viele Alte und Kranke waren dabei, sie alle hatten durch den Januarschnee zu gehen. Die eisige Kälte kroch in ihre Mäntel. Einige Kilometer hinter Breslau starben die ersten.

Als sie die erfrorenen Leichen am Wegrand liegen sahen, waren die ersten Frauen mit ihren Kindern zurückgekehrt. Ein hektisches Treiben entstand. Viele Frauen weigerten sich, die Stadt auf dem Fußweg zu verlassen. Jeder Mann suchte unter

den Zurückgekehrten seine Familie. Laute Schreie waren überall auf den Straßen Breslaus zu hören. Es war ein schrecklicher Tag, und er nahm kein Ende.

Die Züge fuhren nicht mehr.

Nun machten Schreckensmeldungen die Runde. Eine Frau sagte: »Ich habe die Frau eines anderen gesehen, sie liegt erfroren am Wegrand.« Eine andere Frau sagte: »Die Rote Armee hat Breslau eingekesselt.« Höllisch ging die Angst vor Raub und Schändung um. Einige Breslauer hielten es nicht länger aus. Sie erhängten sich an der Wäschestange. Oder sie schossen eine Kugel in ihren Kopf, die Kinder nahmen sie in ihrer Verzweiflung mit.

Sebastian Ruttner lief aufgeschreckt durch die Straßen. Er wollte seine Frau um jeden Preis finden. Auf seinem Weg sah er viele andere. Sie hielten Pappsschilder in die Nacht oder kauerten eingeschlossen vor den Kirchentüren. Oft rief er den Namen seiner Frau. Er hörte viele andere, manche weinten die Namen ihrer Angehörigen schon totgesagt vor sich hin. Aber seine Frau fand er nicht.

Längere Zeit saß er völlig geistesabwesend auf dem Küchenstuhl, nur seine Finger spielten mit einer Paketschnur. Seine Frau erwartete ein Kind von ihm. Lag sie erfroren am Wegrand? Nicht einmal Hans Grambowskis Frau hatte er retten können, obwohl er es seinem Kollegen versprochen hatte. Wie sollte er morgen aufwachen?

Also ging Sebastian Ruttner noch einmal los. Es war schon tief in der Nacht, die Straßen hatten sich nicht geleert. Viele Frauen bettelten ihn an, er solle mit ihnen aus Breslau fliehen. Ein starker Mann an ihrer Seite, so würde ihnen die Rote Armee nichts antun.

Hans Grambowskis Frau war nicht aus Breslau geflohen. Sie saß in der Küche des kleinen Fachwerkhauses. Als Sebastian Ruttner seinen Arm um sie legte, wehrte sie ab.

»Ihr habt mir nur Unglück gebracht«, fluchte sie.

ANZEIGE

75.000 Euro für die Nahrungsmittelproduktion

Auch 2024 fördert Cuba si in der kubanischen Landwirtschaft Projekte zur Ernährungssicherung. Schwerpunkte in den unterstützten Betrieben in drei Landkreisen der Provinz Mayabeque sind die nachhaltige Diversifizierung der Produktion und der verstärkte Einsatz erneuerbarer Energien.

Windräder, Biogasanlagen und solarbetriebene Tauchpumpen zur Tränke der Nutzviehbestände verringern die Abhängigkeit von fossilen Brennstoffen und die Auswirkung von Stromausfällen auf Produktionsabläufe. Eine Bienenzucht wird derzeit aufgebaut. Für die Erweiterung der Produktpalette in den Käserien werden größere Kühlräume und Ausrüstung benötigt.

Tragen Sie mit Ihrer Spende bei, die benötigte Summe von 75.000 Euro aufzubringen!

Solidarität ist die Zärtlichkeit der Völker!

Sonderspendenkonto
beim Parteivorstand Die Linke/Cuba si:
IBAN: DE06 1005 0000 0013 2222 10
BIC: BELADEBEXX
Vwz: Milch für Kubas Kinder/Mayabeque + Ihre Anschrift

Cubasi
AG in der Partei Die Linke
Kleine Alexanderstraße 28, 10178 Berlin
Telefon: (030) 24 00 94 55
E-Mail: berlin@cuba-si.org
Internet: www.cuba-si.org

Noch einmal versuchte er, den Arm um sie zu legen.

»Komm in mein Haus.«

»Geh wieder, lass mich.«

Sie weinte mehrere Stunden. Schließlich nahm Sebastian Ruttner sie auf, er trug ihren zitternden Körper durch Breslau. Seine Augen suchten rastlos die Straßen nach seiner Frau ab. Von ihr fehlte jede Spur.

Mittlerweile hatten sich vor dem Hauptbahnhof viele Frauen und Kinder zum Nachtlager versammelt. Aber die Züge fuhren nicht mehr. Selbst wenn sie fuhren, gab es für ihn keine Möglichkeit, aus Breslau zu entkommen. Jeder wehrfähige Mann wurde aufgehalten. Sie kamen gar nicht erst in die Nähe der Züge. Die zu Fuß fliehenden Männer ließ Gauleiter Hanke erschießen.

»Bleib nicht«, hatte seine Frau gefleht. »Euch schickt er alle in den Krieg.«

Es war schon am frühen Morgen, als sie zu Sebastian Ruttner's Haus gelangten. An seiner Seite schleppte sich Hans Grambowskis Frau die Treppe hinauf. Dann legten sie sich hin.

Das Haus war immer noch leer. Aber jemand hatte die Paketschnur vom Küchenstisch genommen.

»Kopf und Kragen«, flüsterte Hans Grambowskis Frau.

Als er aufwachte, war die Bettstelle neben ihm leer. Hans Grambowskis Frau war verschwunden. Sebastian Ruttner versuchte, ein Frühstück einzunehmen. Doch sein Magen wehrte sich heftig. Also fuhr er in die Munitionsfabrik. Nicht einmal ihr Direktor Speckhof war erschienen, die große Werkhalle lag still und verlassen da.

Immer noch drängten Frauen und Kinder in der Hoffnung auf neue Züge zum Breslauer Hauptbahnhof. Sebastian Ruttner hielt nach seiner Frau Ausschau. Er konnte sie nirgendwo finden, auch kein anderes ihm bekanntes Gesicht sah er.

Bald kam ein neuer Befehl über die Lautsprecher. Alle wehrfähigen Männer sollten sich auf dem Breslauer Ring versammeln. Das war sein Todesurteil, dachte Sebastian Ruttner. Aber er musste sich dort zeigen, sonst würde man ihn erschießen. Bei der geringsten Mordlust und bei dem geringsten Verdacht. Die Lautsprecher wiederholten den Befehl unermüdlich.

Am Mittag kauerte Sebastian Ruttner hinter einer Säule am Breslauer Ring, wo das prächtige Rathaus stand. Im allgemeinen Treiben fiel er nicht auf. Einige SS-Männer standen erhöht auf der Ladefläche eines Militärwagens. Sie riefen die Namen der Wehrfähigen von einer Liste ab. Es war das letzte Aufgebot. Auch die sieben Rüstungsingenieure fanden sich auf der Liste.

Das stimmte nicht ganz.

Sechs Rüstungsingenieure hatten die SS-Männer bereits aufgerufen. Zuletzt Walter Ostheim, den ältesten

Rüstungsingenieur. Er stand kurz vor der Rente, nun musste er im letzten Aufgebot kämpfen. Sebastian Ruttner konnte ihn nicht sehen, der Breslauer Ring war mit Köpfen und Beinen zugestellt. Wen es erwischte, der hatte gleich vorzutreten. Nach und nach leerte sich der Breslauer Ring unter dem Aufdröhnen der abfahrenden Militärwagen. Wo die Männer hingekommen waren, das wusste niemand. An die Front oder in eine der Kasernen am Rand Breslaus. Es war egal, solange er nicht mitfahren musste.

»Wenn es geht, will ich fliehen«, dachte er.

Sebastian Ruttner kauerte immer noch versteckt hinter der Säule am Breslauer Ring, als sein Buchstabe zur Reihe kam.

Richter. Rollmann. Ruffel. Sander. Sarowski.

Kein Zweifel. Man hatte seinen Namen auf der Liste vergessen. Sollte er freiwillig hervortreten? Nicht eine Sekunde dachte er daran. Allerdings gleich fliehen, das konnte er unmöglich. Eine geschlagene Stunde verging, bis der letzte Militärwagen vom Breslauer Ring fuhr.

Es war eine lärmende Stunde, in der Sebastian Ruttner seine Flucht insgeheim schon verworfen. Aber kein Mensch entdeckte ihn hinter der Säule und kein Mensch schwärzte ihn an. So blieb Sebastian Ruttner allein, obwohl er unter vielen war.

Lange ging er nicht aus seinem Versteck. Er kauerte scheu hinter der Säule. Eine zweite Stunde lief ab, eine dritte. Dann setzte er einen Fuß vor den anderen. Sebastian Ruttner schlich zur nächsten Säule, er schlich zum Ende der Säulen, er lief von Hausschatten zu Hausschatten.

Und plötzlich stand er vor einem Haus, das er kannte.

In dem Haus wohnte Siegfried Kraft, einer der acht Rüstungsingenieure in der Munitionsfabrik. Auch ihn hatten die Militärwagen aufgeladen. Früher hatte es seinen Sohn Alexander erwischen, der Frontbefehl war dem jungen Hilfsarbeiter von Direktor Speckhof persönlich zugestellt worden. Nun reiste ihm sein Vater an die Front nach.

Er legte sich in die Kellergrube von Siegfried Krafts Haus. Ein paar Ratten flohen kreischend in den Keller, als Sebastian Ruttner in das Treppenhaus schlich. Die Grube kannte er gut, sie war Siegfried Krafts Schnapslager gewesen.

Jetzt war keine Flasche Schnaps mehr dort.

Leer war die Kellergrube, totenstill dazu. In eine gammelige, nach Rattenkot stinkende Decke gewickelt lag Sebastian Ruttner da. Mit der Hand wischte er die Ratten von seinem Gesicht. Ihr hungriges Kreischen war ganz nah an seinem Ohr, bald schon ein vertrautes Geräusch. Drei Tage und drei Nächte blieb er dort.

Niemand sonst folgte ihm in die Kellergrube.

»Ich kann fliehen, wenn ich will«, dachte Sebastian Ruttner. »Die Welt sorgt für mich, wenn ich es zulasse.«

Um seine Schultern hing die gammelige Decke, die ihn gewärmt und vor den Ratten geschützt hatte. So ging er aus der Grube. Seine Beine schmerzten, doch sie trugen ihn. Damals war Sebastian Ruttner 26 Jahre alt. Aber die Grube hatte ihn verändert, deshalb redete er seine Beine wie lang vertraute Freunde an.

»Ihr guten Beine«, dachte Sebastian Ruttner.

Hoch in die Küche trugen sie ihn. Auch dort jagten die Ratten verschreckt davon. Etwas Hartwurst fand er, vor allem Zwieback und eingelegte Gurken. Das Wasser zum Trinken schöpfte er aus einer bauchigen Tonne im Garten. Sehr langsam und mit vor Durst geweiteten Lippen trank er das Wasser. Es war eine sternklare Nacht, aus der Ferne hörte man das Flakfeuer der Roten Armee. Doch Sebastian Ruttner dachte nicht an das Flakfeuer.

»Siegfried Kraft hat für mich gesorgt«, dachte er.

Und wieder hatte sich etwas in ihm verändert. Nie hatte er so an einen der sieben Rüstungsingenieure in der Munitionsfabrik gedacht, an den stillen Hans Grambowski oder den unbekümmerten Siegfried Kraft, der in diesem Haus seine Frau geliebt und den Sohn Alexander großgezogen hatte. Sebastian Ruttner dachte an ihn als einen guten Freund.

Auch der andere Mann in der Grube war ein Freund.

Es gab kein Zurück mehr, Sebastian Ruttner musste losgehen. Das hatten sie ausgemacht mit ihren Klopzeichen. Der nächste Transportzug ging in dieser Nacht, er würde auf ihn springen und Breslau verlassen. Wenn alles klappte und die Transportzüge immer noch zur Munitionsfabrik fuhren, war Sebastian Ruttner frei. In der Nacht darauf hatte der andere Mann in der Grube seine Flucht.

Jeder für sich, das war besser.

Lange hatten sie ihren Plan mit Klopzeichen beraten, gleich in der ersten Nacht. Beide kannten sie Breslau, das war gut. Zwei Kilometer lief man von Siegfried Krafts Haus zum Güterbahnhof. Dort wollten sie auf einen Güterzug springen, zuerst Sebastian Ruttner. Sie hatten ausgemacht, getrennt zu fliehen. In Prag würden sie sich treffen und zum ersten Mal ins Angesicht sehen.

In dieser sternklaren Nacht schlich Sebastian Ruttner langsam an den Güterbahnhof heran. Seine müden Beine zögerten, doch sie trugen ihn. Wie ein bäriger Vagabund sah er aus, der sich unter einer gammelnden Decke aufwärmte.

Die Gleise schienen hell wie die Neonröhren in der Munitionsfabrik. Sebastian Ruttner kauerte sich unter das schmale Vordach eines Stationshäuschen. Einige Stunden vergingen. Keine gute Nacht für eine Flucht war es, Sebastian Ruttner brauchte Wolken.

Der Güterzug fuhr noch, jede Nacht versorgte er die Munitionsfabrik mit neuem Rohstoff. Weil er ohne Ladung nach Prag fuhr, blieb er unbewacht. Der andere Mann in der Grube wusste davon, Sebastian Ruttner hatte es ihm hintübergeklopft. Direkt von der Munitionsfabrik kam der Güterzug, wo er seinen Rohstoff abgeladen hatte. Es geschah ohne eine Männerhand. Der Zugführer kippte die Güterwagen mit einem Hebel auf den Hof. Ihre durchsichtigen Gitter waren zu niedrig, hier konnte sich niemand verstecken. Es blieben die Kupplungsstangen, die mit einer Stahlplatte an den Güterwagen festgemacht waren. Zusammen ergaben sie die Länge eines ausgewachsenen Manns.

»Dort ist mein Ruheplatz«, dachte Sebastian Ruttner.

Leise zischend fuhr der Transportzug an.

Als Sebastian Ruttner auf die Kupplungsstangen hochsprang, hörte er plötzlich ein Hundebellen. Dann riefen Stimmen grob durcheinander.

Sebastian Ruttner wusste, es war der andere Mann.

Über klappernde Schwellen fuhr der Transportzug eine Nacht lang. Einmal hielt er, das war schon hinter Breslau. Sebastian Ruttner döste auf den Kupplungsstangen, mit dem Kopf auf einer Stahlplatte, sie war schneidend hart. Nur die gammelnde Decke aus der Grube, unter seinen Kopf geschoben, ließ ihn weicher liegen. Der Freund hatte für ihn gesorgt.

Quietschende Bremsen erschreckten ihn. Nach einer endlosen Zeit stand der Transportzug still. Lichter waren über einer nachtschwarzen Talsohle zu sehen. Vermutlich ein Bauernhof, die Gegend bestand aus nichts als großen Ackerflächen und gelegentlich einem dichten Wald. Angestrengt horchte Sebastian Ruttner in die Nacht hinein. Ein Hund bellte in der Ferne, es war Hoffnung. Nie zuvor hatte Sebastian Ruttner ein Hundebellen so gehört.

»Hier sollte ich abspringen«, dachte Sebastian Ruttner.

Doch wenn einer mit der Eisenstange angeschlichen käme? Auch der Zugführer konnte morden, es war Krieg. Ein falsches Wort reichte, ein falscher Blick. Der andere Mann in der Grube würde dann sterben. Sebastian Ruttner durfte nicht abspringen, auch wenn der Hund ihn mit seinem Bein anlockte.

Keine einzige Wolke hing über der nachtschwarzen Talsohle. Er hielt sich an die Verabredung mit dem anderen Mann aus der Grube. In zwei Tagen wollten sie sich am Fuß der Prager Burg treffen, so hatten sie es abgeklopft. Ihre Verabredung galt, auch wenn der andere Mann längst verhaftet war. Langsam rollte der Güterzug an, das Hundebellen verschwand in einem dichten Wald. Auch die Lichter in der Ferne und der Bauernhof verschwanden.

»Meine Frau liebt mich«, dachte Sebastian Ruttner.

Jan Decker, Jahrgang 1977, lebt und arbeitet als Schriftsteller, Essayist und Literaturwissenschaftler in Wien. Zuletzt erschien von ihm an dieser Stelle am 16./17. September 2023 »Ein bisschen Meeresleuchten«

Uwe ■ Von Rattelschneck



**Unter den Einsende-
rinnen und Einsendern
des richtigen Lösungs-
worts bis kommenden
Mittwoch an junge Welt,
Torstr. 6, 10119 Berlin, per
E-Mail an redaktion@
jungewelt.de oder
jungewelt.de/
wochenendraetsel
verlosen wir zweimal das
Buch: »Mastroianni. Ein
Tag«, einen Roman von
João Paulo Cuenca, er-
schienen im A1-Verlag.**

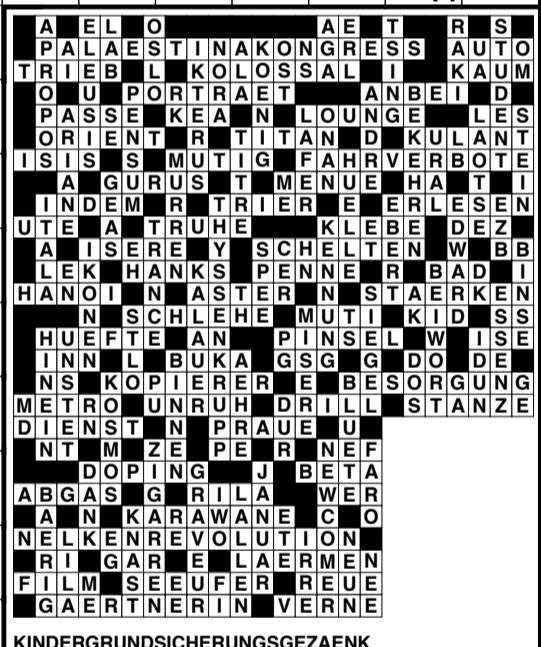


**Das Buch »Das Mädchen
auf dem Ei« von Günter
Pohl, erschienen bei
VdOdW, haben gewon-
nen: Herta Heber aus
Groß Gronau und Alexan-
der Tauch aus Jena.**

Teilnahmebedingungen:
Ihre Daten werden ausschließlich
zur Bearbeitung der Verlosung
genutzt. Sie werden nach einer
Woche wieder gelöscht, die der
Gewinner nach drei Monaten. Mit
der Teilnahme erklären Sie sich im
Falle eines Gewinnes mit der Ver-
öffentlichung Ihres Namens und
Wohnortes in der Tageszeitung
»junge Welt« (Print- und Online-
ausgabe) einverstanden. Bitte
beachten Sie, dass Prämien nur
verschickt werden können, wenn
eine Postadresse angegeben ist.
In Ausnahmefällen kann eine Prä-
mie nicht mehr verfügbar sein. Der
Rechtsweg ist ausgeschlossen.

In Ausnahmefällen kann eine Prä-
mie nicht mehr verfügbar sein. Der
Rechtsweg ist ausgeschlossen.

griechi- sche Meer- nymphe	laut HBS zu wenig	Schmin- ke	V	arabi- sche Lang- flöte	Un- sinnig- keit (ugs.)	V	V	deutsche Vorsilbe	US- Schrift- steller, † 1849	großer Meeres- vogel	V	Stech- palme	Fuß- glied	griech. Göttin des Friedens	V	Per- sonen- aufzug	türk. Staats- mann, † 1993	V	süd- amerika- nischer Kuckuck	Stadtteil von München	ge- bräuch- lich	V	Patriarch der Ost- kirche †						
				V				Treffen der Hardliner	V			V	V	V				V			V			V					
Amts- sprache: belie- gend	gego- renes Milch- produkt	>						„Nicht- griechische“ in der Antike		Benzin- sorte	>										Tschech. Kompo- nist (An- tonin...)		Umlaut	>					
ange- wärmt	der Ansicht sein, denken			Benzin- rohstoff		erprobt	V			eine Tele- kommu- nikation	>			Stelle, wo etwas aufhört		Lenk- beil		salopp	V				fleißig						
munter	Ab- schiebs- gruß	>			Land- streit- macht		Ordens- frau	V			Kind von Sohn oder Tochter	>			Bienen- königin		eine Steuer, Abgabe (Kw.)	V	Vorname des Autors Andres		Lehrer Samuels	V							
Lenk- riemen für Pferde	ein Längen- maß	V		feine Schafs- wolle	griechi- sche Unter- welt	>		Schiff in Gefahr		Aspi- rant	V			kleinstes deutsch. Bundes- land	nicht nah, fern			unbe- kannte Flug- objekte				von Strom- knapp- heit be- troffen							
rechter Neben- fluss der Donau	langer Spieß	V			aufge- brühtes Heiß- getränk	>				längliche Vertie- fungen		chemi- sches Element	V					15	tibeta- nischer Mönch			ehem. DDR- Partei (Abk.)	V						
Gesangs- künstler					kleine Früchte		eigen- sinnig	V	Kamin	V	ehem. Name von Tallinn	V		engl. Kurzform von Elizabeth		schein- bar tot		Erd- zeitz- alter	V										
dt. Sänger, † 1999 (Rex)	Lehre vom Frieden		in der Regel	V				10						kleine Antillen- insel	italie- nisches Nudel- gericht	V							18						
nach innen		V			Notlage		roter Farb- stoff	V						7											Ziffern- kennung (engl.)	>			
3																								franz. Schrift- steller, † 1986	V				
dt. Ver- sicher- tenkarte (Abk.)	Ober- haupt d. Katho- likiken	Schiffs- leinwand	>					strahlen- förmig		eine Farbe	V																		
nicht durch zwei teilbar																													
Abson- derungs- organ																													
Linie, Gerade																													
dt. Ver- sicher- tenkarte (Abk.)	Ober- haupt d. Katho- likiken	Schiffs- leinwand	V																										
ugs.: altes Schiff																													
Entschei- dungs- recht	span. Grenz- stadt zu Portugal	däni- scher Märchen- dichter	V																										
finden wollen																													
alt- chine- sisches Volk																													
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	26	27	28	29	30



**Skandal! Jetzt wissen
wir, woher die Couffignal
das Geld für ihre Welt-
reisen zu den Küchen
der Armen hatte – vom
Krem!**

Weltweit haben die Staaten erneut mehr Geld in ihre Armen investiert. Experten sehen den Krieg in der Ukraine als einen Grund dafür. – Endlich eine gute Nachricht, oder? Die Staaten sehen ein, dass ihre Armen Hauptlastträger des Krieges sind. Okay, ich gebe zu, einen Buchstaben habe ich beim Abschreiben der Jubelnachricht vom 22. April vergessen. Er war im wahrsten Sinne des Wortes eh doppelt: das »e« in »Armeen«. Was das ausmacht ... Weniger ist eben mehr. Mehr Sinn.

Aber wir wissen, dass es die Armen sind, die investieren. Und zwar fast ihre gesamte Lebenszeit in das Auffinden und Zubereiten von Nahrung. Diese Beobachtung macht die Kochbuchautorin Huguette Couffignal auf ihren Reisen. Sie schrieb »La cuisine

des pauvres« (Die Küche der Armen) und publizierte das Buch 1970 im Pariser Robert-Morel-Verlag. Über Couffignal ist außer ihren Werken (z. B. »J'aime le pain«, 1969) nichts Biographisches bekannt.

2023 hat sich der Berliner März-Verlag getraut, die erstmalig 1978 bei ihm erschienene deutsche Übersetzung »Die Küche der Armen« noch einmal in einer redigierte Fassung herauszubringen, und das trotz Sätzen wie diesem hier: »Nur in den europäischen Ländern, den USA und der Sowjetunion ist das Angebot an Kalorien größer als der Bedarf.« (S. 32). Skandal! Jetzt wissen wir, woher die Couffignal das Geld für ihre Weltreisen zu den Küchen der Armen hatte – vom Krem! Hoffentlich werden dem März-Verlag jetzt nicht die Konten gesperrt. Couffsignals Feststellungen im ersten Kapitel des Buches über die

Ursachen von Armut und Hunger sind bis heute zutreffend: hauptsächlich Welthandel, aber auch die unsachgemäße Behandlung der Böden, Stichwort Monokultur, dies vorwiegend in Südamerika. Asiatischen Bauern attestiert sie größeres Feingefühl im Umgang mit Agrarflächen. Klimaschäden kommen nicht vor, die waren in den 70ern noch nicht akut. Ein Blick in den Rezeptteil macht deutlich, in welchem Umfang die Speisen der Armen in aller Welt inzwischen unsere westliche Gastronomie erobert haben – dank Migration. Von Nasi Goreng über Sushi bis Mulligatawny ist dem europäischen Großstadtgaumen des 21. Jahrhunderts alles vertraut – die meisten Leute gehen längst nicht mehr nur zum Italiener, sondern auch zum Chinesen, Thai oder India. Und orientalische Gerichte wie Falafel, Shakshuka und Kibbeh werden hierzulande keineswegs als ärmlich empfunden, sondern als willkommene Alternative zu Kässeler mit Sauerkraut. Trotz der aktuell um sich greifenden Insektenproteinwerbung dürfen es indes »Termitenwürstchen aus Subsahara-Afrika« (S. 296) auch in Zukunft schwer haben, zumindest in Thüringen. Ob die argentinischen Steakhäuser bereits marinierte Gürtelteile (S. 281) anbieten, kann ich als Puddingvegetarierin nicht beurteilen. Ich bevorzuge aus dem Kapitel »Getränke und Nachspeisen«:

Russisches Milchkaramell (vgl. S. 349)
Frische Sahne und Zucker zu gleichen Teilen mischen, auf kleinem Feuer köcheln lassen und so lange umrühren, bis die Creme golden und sehr dick ist. Die Masse auf einem Brett ausbreiten, abkühlen lassen und in Stücke schneiden. Dazu Tee oder Espresso reichen.